

Johannes B. Metz erinnerte an die „Prophetie der Armut“, die nicht nur die Bischöfe, sondern in erster Linie die verbürgerlichten Christen Mitteleuropas („wir selbst“) und ihren Lebensbereich „hereinlassen“ müßten.

Im „Streitgespräch mit Hans Küng“ über die „Zukunft der Kirche“ vertrat Metz die Auffassung, daß die Volkskirche im Sinn einer „*Betreuungskirche*“ noch bestehe, aber in der Bundesrepublik Deutschland zur Zeit durch eine „*bürgerliche Service- und Angebotskirche*“ abgelöst werde. Diese von der bürgerlich-liberalen Emanzipationsbewegung mitbestimmte Entwicklung habe jedoch auch eine große „Distanz“ zur Religion und zum Glauben mit sich gebracht, eine „Unnahbarkeit“, die den Zugang „zur Prophetie der Armut“ und damit zu einer „*nachbürgerlichen Basiskirche*“ versperre. Hier wurde auch seine Kritik an der bürgerlich-liberalen Theologie laut und damit ein Gegensatz zu Küng. Während Küng z. B. die Aufhebung des Pflichtzölibats vorrangig aus den Persönlichkeitsrechten der Betroffenen begründete, ging es Metz um den „progressistischen Kern“ der Basisgemeinden. Die mit großer Spannung erwartete Rede Küngs im überfüllten Auditorium Maximum der Freien Universität war ausdrücklich kein Beitrag zur Auseinandersetzung um seine Person. Einerseits übte er – noch etwas schärfer als sonst – Kritik an der Kirche der „römischen Prälaten“, stellte jedoch auch klar, daß er keiner „Revolution“ das Wort rede, sondern der Erneuerung („Reformation und Innovation“) der Kirche. Er rechne mit weiteren „Repressionen“ gegen Theologen und Laien im kirchlichen Dienst, die sich kritisch äußerten. Laut protestierte er gegen die „Verketzerung legaler Opposition“ und sprach sich für eine erneuerungsbereite Kirche aus, in der es statt Streit und Machtkämpfen Versöhnung und brüderlichen Dienst geben müßte. Im Rahmen seiner Kirchenkritik forderte Küng mit Hinweis darauf, daß Jesus mit Zöllnern und Sündern gegessen habe, die Zulassung wiederverheirateter Geschiedener zu den Sakramenten und sprach sich für die Zulassung verheirateter Männer

und Frauen zum Priestertum aus. In den „delikatsten“ Problemen des vor-ehelichen Geschlechtsverkehrs, der Homosexualität und der Abtreibung wandte er sich gegen rigoristische Verurteilungen und „harte Verdikte“ gegen die Betroffenen. Jesus habe die Sünder nicht verurteilt, sondern ihnen verziehen.

Auf dem „Katholikentag von unten“ gab es viel Schelte für die „konservative Politik“ von CDU/CSU. Etliche Teilnehmer trugen „Atomkraft nein danke“- und „Stoppt Strauß“-Plaketten. Was in dieser Richtung an „progressiver“ Kritik laut wurde, war nicht neu. Von der „linken“ und „progressiven“ Minderheit der deutschen Katholiken kamen auch beim „Kvu“ nicht die entscheidenden Impulse. Sie standen im Schatten derer, die ein „alternatives“ Leben forderten, und derer, die sich auf eine neue, mit gesellschaftspolitischem Engagement gekoppelte Spiritualität, die der Basisgemeinden, einzulassen versuchten.

Auf dem „Katholikentag von unten“ gab es recht laute und *massive Kirchenkritik*. Doch er wollte und brachte keine „Konfrontation“, sondern verstand sich als „Ergänzung“. Dieses Wort konnte sich auch ZdK-Präsident Hans Maier zu eigen machen, der die

Auffassung vertrat, daß das meiste auch im Rahmen des offiziellen Katholikentags hätte stattfinden können. In fast allen Veranstaltungen des Katholikentags wurden auch kritische Positionen vertreten. Es gab zum Teil harte Kontroversen und Meinungsgegensätze. Der „Kvu“ hatte also keineswegs Kritikfähigkeit und -bereitschaft für sich gepachtet.

In einer offenen Organisation, wie sie Maier für Düsseldorf in Aussicht stellte, wird der Übergang zu den kirchlichen Randgruppen, von der Mehrheit zu den Minderheiten, fließender sein als in Berlin. Das ist wichtig, sonst droht in der Polarisierung von „oben“ und „unten“ die Vielzahl derer vergessen zu werden, die sich in ein so fragwürdiges Schema nicht einordnen läßt. Der Berliner Akademiedirektor, Pfarrer *Klaus Kliesch*, machte darauf aufmerksam, daß es auch einen „Katholikentag am Rande“ gab, der sich in U-Bahn und Bussen und in den Straßen Berlins abspielte. Für viele Tausend jugendliche Katholikentagsteilnehmer schien vor allem das Gemeinschaftserlebnis wichtig, das Singen und das Beieinandersein. Für sie waren die Veranstaltungen des „Kvu“ nicht attraktiver als die des offiziellen Katholikentags. J. St.

Kirche und Jugend: nur optische Veränderungen?

Zwischen Kirche und Jugend gibt es ein optisch verändertes Verhältnis. Dies wird auf verschiedenen Bühnen sichtbar, und zwar in offenbar noch zunehmender Stärke und ein Stück weit *auch über die einzelne Konfession hinweg*. Taizé ist schon seit Jahren zum großen Anziehungspunkt für Jugendliche geworden, die halb Pilger halb Touristen, halb fröhlich wandernde, halb bitter ernst suchende, dort zu gemeinsamem Erleben, Singen, Beten und Meditieren zusammenkommen. Massen von Jugendlichen strömen auf Kirchentagen zusammen beim Evangelischen Kirchentag in Nürnberg 1979 nicht anders als 1978 in Freiburg und jetzt knappe zwei Jahre spä-

ter in Berlin. Sie füllen den Petersplatz und römische Audienzhallen und akklamieren dem Papst bei seinen Reisen durch die Kontinente. Die Jugend, die sich auf solchen Plätzen und bei solchen Gelegenheiten für sich oder gemeinsam mit erwachsenen Christen versammelt, bietet im großen und ganzen ein Bild von Unbekümmertheit, aber auch Begeisterungsfähigkeit, besonders wenn sie Persönlichkeiten aus der Kirche begegnen, von denen sie sich verstanden fühlen oder die sie zu verstehen meinen. Diese können ganz unterschiedliche „Vorbilder“ verkörpern. Da machen sich Johannes Paul II., Mutter Teresa, Roger Schutz und Johannes B. Metz keine Konkurrenz.

Man fragt sich, wer diese Jugendlichen sind, woher sie kommen, *was sie an zeitgenössischer Jugend darstellen* und was sie, die man immer noch eher der Generation des Protestes oder des Ausscherens oder des Ohne-mich-Standpunktes oder der alternativen Lebensformen zuordnet, ausgerechnet auf kirchlichen Großveranstaltungen zusammenführt.

Eines wird man in aller Nüchternheit vorweg feststellen müssen: *Die Jugend*, soweit es sie, in soziologisch klar beschreibbaren Kategorien, überhaupt gibt, ist das sicher nicht. Wenn deshalb die „Berliner Morgenpost“ am Abschlußtag des Katholikentages beeindruckt von den Bildern in Berlins Messehallen und U-Bahnen schrieb, die „Kirche wird jung“, dann war das der Gegenwart zumindest sehr weit vorausgeeilt. Sieht man sich auf „ordentlichen“ kirchlichen Versammlungen um oder zählt die Jugendlichen in einem ganz normalen Sonntagsgottesdienst – auch in solchen für Spätaufsteher, dann kommt man nicht auf sehr viele. Auch Jugendgottesdienste und selbst Jugendbekenntnistage, wie sie noch in manchen Gegenden gelegentlich stattfinden, haben nicht unter schwer zu bewältigenden Besucherzahlen zu leiden. Man hat bisher nicht gehört, daß die kirchliche Jugendarbeit in den letzten Jahren von örtlichen Ausnahmen abgesehen wieder unerwartet viel Zuspruch erfährt. Und Religionslehrer melden zwar da und dort ein stärkeres Interesse an religiösen Fragen bei einem Teil ihrer Schülerklientel, insgesamt haben sie aber nach wie vor ihre liebe Not.

Insofern dürfen Berlin, Taizé, Rom oder Papstreisen auf jeden Fall nicht mit dem Gesamtbild, das die gegenwärtige Jugend religiös bietet, gleichgesetzt werden. Was manchen vielleicht etwas vordergründigen Betrachter angesichts dieser Generation religiös vorzeitig frohgemut stimmt, verkörpert eher die *Ausnahme*. Die *Regel* ist nach wie vor eine junge Generation, die zum kirchlichen Leben wenig, kaum oder gar keinen Kontakt hat. Es gilt schon, was die meisten Kenner der Szene, ob sie vom soziologischen Handwerk kommen oder mitten in der Seelsorgspraxis stehen, fast

übereinstimmend beobachten, daß gerade diese Generation eine *Bruchstelle im kirchlichen Leben* darstellt; daß der Großteil von ihnen sich nicht nur früher aus dem Zusammenhang mit dem kirchlichen Leben löst und daß diese frühe Loslösung in sehr viel größerer Zahl geschieht, sondern daß Jugendliche auf sehr viel breiterer Front als noch in der Generation vorher, von Kindheit an kaum noch Bezug zum kirchlichen Leben haben. Das ist im Ursprung nicht einmal so sehr ein Problem der Jugendlichen, sondern der Erwachsenen, die sich selbst vom religiös-kirchlichen Leben gelöst haben oder die, weil in sich heterogen, den Bereich des Religiösen als möglichen Konfliktstoff ausklammern, so daß Kirche in den Familien nicht erfahrbar wird.

Wo aber die Familie in keiner Weise mitzieht, sind auch die *Wege zur Gemeinde* weitgehend versperrt. Oder wo sie noch offen sind, verlieren sie sich häufig schon nach der Erstkommunion – jeder Gemeindepfarrer erhält da schon an den ersten Sonntagen nach der Erstkommunionfeier sein Anschauungsmaterial – oder spätestens wenn sie ins religionsmündige Alter kommen. Nimmt man *die junge Generation als ganze*, dann ist sie wohl eine, die mit einem minimalen religiösen Wissen, mit einer minimalen religiösen Praxis und mit einem minimalen Bezug zum kirchlichen Leben auch als außergottesdienstlicher gemeindlicher Veranstaltung aufwächst. Auch dort wo im kirchlichen Bereich für die Jugend *Sonderräume* geschaffen werden – Jugendgottesdienste, gemeindliche Jugendangebote und -veranstaltungen –, strömen sie – das ist die Folge der beschriebenen allgemeinen Situation – keineswegs zahlreich hinein.

Man wird also sagen müssen, die Jugend, die sich am Angebot kirchlicher Massenveranstaltungen beteiligt, demonstriert eine Äußerungsform unter vielen möglichen einer Jugend, die in ihrer Gesamtheit durchwegs kirchenfern aufwächst, auch wenn sie oder wenigstens der religiös vereinzelt unter ihr, gerade weil über Glaubensfragen öffentlich und privat wenig gesprochen wird, religiös wieder fra-

gender oder wenigstens neugieriger und dadurch möglicherweise auch wieder ansprechbarer wird.

Gerade deshalb sollte uns die Tatsache einer *im ganzen gesehen unkirchlichen und wenig religiös motivierten Jugend* nicht von der Frage abhalten, ob denn die Massen von Jugendlichen, die sich auf kirchlichen Großveranstaltungen treffen, nicht doch mehr signalisieren als nur optische Veränderungen.

Wer sind die Jugendlichen, die da zusammenströmen? Sie kommen, wie schon an anderer Stelle dieses Heftes vermerkt (vgl. S. 352), zweifellos *vorwiegend aus den kirchlichen Jugendverbänden*, also aus dem im Verhältnis zur Gesamtjugend zweifellos zahlenmäßig geringen Teil der durch kirchliche Jugendarbeit noch irgendwie erfaßten oder ansprechbaren Jugendlichen. 15- bis 18jährige, die auf Großveranstaltungen Bischöfe beklatschen, in Großforen geduldig Diskussionen über Bergpredigt oder christliche Erziehung folgen und in der U-Bahn spontan geistliche Lieder singen, sind sicher Jugendliche mit einer erlebnismäßig noch wirksamen religiösen Sozialisation, sind keine kirchenfernen – diese täten sich wohl nicht nur mit Beten und Klatschen, sondern auch mit Zuhören und Singen schwer. Die meisten Jugendlichen kommen heute bei Kirchenliedern eher in beträchtliche Verlegenheit.

Aber es sind sicher nicht nur solche aus kirchlichen Organisationen und dem schmalen Kernbereich der Gemeinden allein. Jugendliche finden vielfach unkompliziert über Zäune und Zugehörigkeiten hinweg zueinander. Die spontane Clique und Gruppe ist ihre normale Organisationsform. Es ist anzunehmen, daß über diese *flottierenden sozialen Gebilde der Jugendkultur* auch solche Jugendlichen ins Strahlungsfeld von kirchlichen Großveranstaltungen geraten, die sonst mit Kirche nicht viel im Sinn haben: man läßt sich von Klassenkameraden oder Altersgenossen anregen und geht mit. Zweifellos finden sich auch von diesen eine beträchtliche Zahl auf Kirchentagen, in Taizé und auf Papstreisen ein. Hier haben religiöse Attraktionszentren und Großveranstaltungen durch-

aus eine Funktion: mit Glaubensfragen, kirchlichen Antworten auf Lebensprobleme, mit kirchlich-religiösem Ambiente und den dort herrschenden Überzeugungen Kontakt zu schaffen und Fragebereitschaft zu wecken. Das könnte verstärkt werden, wenn Fragen von Jugendlichen und Fragen an Jugendliche in das gesamte Diskussionsfeld, wie es bei solchen Anlässen entsteht, stärker einbezogen werden: eine Frage an die Veranstalter, aber auch an die „Vorbilder“, denen Jugendliche zuströmen.

Die Jugendlichen im Felde kirchlicher Großveranstaltungen gehören, obwohl bei verschiedenen Anlässen durchaus unterschiedliche Altersstrukturen vorzufinden sind, vorwiegend zur Altersgruppe der sehr jungen, der 15- bis 18-, höchstens 20jährigen, und sie kommen ganz überwiegend aus den Schulen. Diese Differenzierung bedeutet in mehrfacher Hinsicht eine beträchtliche Einschränkung: *Es fehlt die berufstätige Jugend*, es fehlen die Lehrlinge und Jungarbeiter. Vordergrundig ist klar warum: Diese sind im Felde von Pflicht und Neigung nicht so frei zu disponieren wie unsere „verschulte“ Jugend. Näher besehen ergibt sich ein großes Fragezeichen: Über die Schulen bleiben die Jugendlichen wenigstens eine gewisse Wegstrecke lang durch die Kirche noch ansprechbar, die Jugendlichen, die die Schule verlassen, verlieren auch diesen Kontakt weitgehend. Ein ganz weites Feld liegt hier brach; es ist nicht zu sehen, wie es auch nur langfristig kirchlich wieder erschlossen werden kann. Man kann in den „verschulden“ Jugendlichen zwischen 15 und 18 dennoch eine beträchtliche Chance sehen: sie sind neuen Erlebniswelten eher

aufgeschlossen, und sie werden einmal zu den *mittelständisch tragenden Schichten* ihrer Gesellschaft gehören. Das prädestiniert sie zwar weiter im Metzchen Sinne für die im Absterben geglaubte „bürgerliche Religion“, aber Mittelschichten prägen in der Breite des sozialen Feldes nun einmal mehr die Gesamtgesellschaft, bewahren vor dem Absinken in bloße Subkulturen, aber auch vor elitären Verstiegenheiten. Scheitern und Chance liegen da eng beieinander.

Bleibt die Frage, was an *geistiger Vitalität und Anregbarkeit* in den Jugendlichen steckt, die in kirchliche Massenveranstaltungen strömen und religiösen Führungsfiguren akklamieren: Was hoffen sie da anzutreffen, wem oder was akklamieren sie? Zunächst wird sicher Atmosphäre gesucht, Gemeinschaftserlebnis, das um so ansprechender ist, als man dabei bleiben kann, wie man ist oder wie man sich individuell oder in der eigenen Gruppe gibt: ein bißchen narzißtisch, jedenfalls unbekümmert und spielerisch, ein – insgesamt nicht schlechtes – Ergebnis einer gelockerten Erziehung in den Elternhäusern.

Aber ist es nur das? Jemand aus der schreibenden Zunft, angesichts des „lockeren“ Habitus der Jugendlichen über die eigene frühe Jugend nachsinnend, hat sich in Berlin einmal die Mühe gemacht, sich im Sommergarten um den Funkturm an vier, fünf verschiedenen Ecken unter sie zu mischen und ihren Gesprächen zuzuhören. Er kam durchaus beeindruckt zurück. Das seien keine Jugendlichen, die nur sich feierten, auch viele vielleicht in erster Linie nur Berlin besichtigten; da sei durchaus sachlich bis heftig in Gruppen und Grüppchen ausge-

tauscht und weiterdiskutiert worden, was in vielen Foren eben nur angetippt war.

Also eine Zunahme von Gesprächsfähigkeit und Gesprächsbereitschaft? Oder doch nur die unreflektierte Anpassung an das, was es zu beklatschen gibt? Man wird ersteres nicht über- und das letztere nicht unterschätzen dürfen. Es ist wohl eine dem Alter entsprechende natürliche Lebensäußerung, wenn Teenager klatschen und nicht so genau hinsehen, was sie beklatschen. Und natürlich geht es trotz Klatschen auch einmal aggressiv her. Aber gerade in Berlin ist aufgefallen, daß Jugendliche vorwiegend *sachlich* fragen, daß sie substantielle Fragen haben und diese auch vorbringen. Hier ist ein *Ansatz*, an dem weitergearbeitet werden könnte: nicht dadurch, daß man lange darüber grübelt, wie man den Jugendlichen noch mehr „Angebote“ der Selbstdarstellung machen und damit einer konsumistischen Grundhaltung, die kirchlichen Großveranstaltungen ohnehin innewohnt, noch ungewollt Vorschub leistet, sondern dadurch daß die Jugendlichen als Mitwirkende und Gesprächspartner selbst stärker gefordert werden. Die Generation der Mütter und Väter, die bei solchen Anlässen am meisten fehlen – auch das engt ihren Ausstrahlungskreis ein –, haben ihren Kindern die harten Fragen, die Jugendliche durchwegs haben, aber vielleicht noch nicht ausreichend artikulieren können, aus purer Ängstlichkeit ohnehin zu lange erlassen. Diese Ängstlichkeit scheint sich gegenüber den jetzt Heranwachsenden zu erübrigen. Hoffentlich wissen das auch die Jugendseelsorger und die, die ihnen helfen. E.U.

Entwicklungen

Pazifismus mit neuen Akzenten?

Zu den Friedensbewegungen in den USA

Die Besetzung der amerikanischen Botschaft in Teheran und der Einmarsch russischer Truppen in Afghanistan haben das politische Klima in den USA (jedenfalls zeitweilig) verändert. Erinnerungen an Pearl Harbor – das kritische

Datum des Eintritts in den Zweiten Weltkrieg – werden wach. Der Stolz einer gedemütigten Nation bäumt sich auf. Farmer des Mittleren Westens brauchen zur Annahme einer empfindlichen finanziellen Einbuße nicht übermäßig